

Erinnerung an Paul Celan

Sichtlich erregt widersprach er einigen Versen Gottfried Benns, die ich absichtsvoll zitiert hatte. Das war in Paris, Ende der fünfziger Jahre. Er kannte die Zeilen. Für mich war es eine Erprobung: zu sehen, wie Paul Celan auf die Selbstaussage eines Lyrikers reagierte, die er als äußerste Gegenposition zu sich empfinden mußte.

Wir kamen aus dem Hinterzimmer eines deutschen Buchantiquariats unweit von Saint-Germain-des-Prés. Celan hatte den Vorschlag gemacht, dort nach Erstausgaben deutscher Literatur der zwanziger Jahre zu suchen. Es sei da auch, aus jener Weimarer Ära, ein Gedichtband von Gottfried Benn zu finden. Er brauche ihn nicht, aber wenn mir daran gelegen sei . . .

Ich hatte ihn gekauft, sichtlich ohne Celans Mißbilligung. Das politische Verhalten jenes Lyrikers im Jahre 1933 war ihm kaum der Erörterung wert. Das hätte Bedeutung gehabt nur im Falle einer Begegnung. Aber Benn war schon einige Jahre tot.

Heftig wurde er, als ich dessen Glaubenssatz zitierte. Der fand sich noch nicht in jenen Gedichten aus der Ära des Expressionismus, war aber, wie alles Spätere, schon beim frühen Benn der Morgue-Poesien vorgebildet. Drei Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1953, entstand Benns Gedicht »Nur zwei Dinge«. Ich hatte, aus dem Gedächtnis und dem Ungefähr, die Schlußzeilen zitiert:

»Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,
was alles erblühte, verblich,
es gibt nur zwei Dinge: die Leere,
und das gezeichnete Ich«.

Daß gerade der Lyriker Celan dem herrischen Anspruch widersprach, den hier ein Lyriker erhob: gezeichnet zu sein und zum Ausdruckszwang verurteilt, muß alle diejenigen verwundern, die auch in Paul Celan nur einen Poeten sehen möchten, dessen fast ausschließliches Thema — neben der Kabbala und der Erinnerung an die Vernichtungslager — die Schwierigkeit einer poetischen Existenz heute gewesen sei. Allein der »wirkliche« Paul Celan hatte kaum etwas zu tun mit dem Gerede über ihn, das sich auf Zitate aus der »Todesfuge«, Sentimentalitäten einer »christlich-jüdischen Verständigung« und den Vorwurf der »Esoterik« beschränkte. Wenigstens in seinen letzten fünfzehn Lebensjahren vermied er es, das Gedicht »Todesfuge« vorzulesen. Was immer dieser Mensch gewesen sein mag: sentimental und bereit zu Verbrüderungen war er nicht. Weitaus heftiger als hier über Gottfried Benn konnte er werden, wenn von der »Dunkelheit« seiner Verse und ihrer angeblich esoterischen Attitüde geredet wurde. Celan wollte so klar und genau wie möglich sein im

Gedicht. Für ihn war alles verständlich: nur wurde beim Verstehen viel vorausgesetzt. Er lachte über einen Kritiker, der vom Gedicht »*Matière de Bretagne*« geschrieben und dabei das Wort »Steindattel« als unnötige Worterfindung gerügt hatte. Celan empfahl, statt solchen Vorwurfs lieber im Lexikon unter »Steindattel« nachzusehen.

Eben darum versagte er sich einer sentimentalten Aura, die Gottfried Benns Verse, trotz des gelegentlich rüden Tonfalls und einer dermatologischen Terminologie, nicht selten umgibt. Ob er als Dichter gezeichnet sei, war für Celan kaum wichtig. Er mußte sich annehmen und sah wenig Anlaß, das Essentielle seines Daseins hierin eben zu sehen. Nicht das gezeichnete Ich des Dichters war bedeutsam, sondern die Schwierigkeit der poetischen Kreation. Die These Benns hatte mit dem Dichter zu tun und gewissen biologischen Konstellationen. Darum interessierte sich der alternde Benn so sehr für die Physiologie des Alterns und das sozial-biologische Phänomen der Mutationen. Celan ging es nicht um den Dichter, sondern das Gedicht. Seine Problematik hatte nicht mit der Biologie zu tun, sondern mit Sprache.

*

Da liegt, zwischen den Briefen, die ich von Celan empfang, eine Ansichtskarte aus Köln vom 30. Oktober 1964. Die Rhein-Ansicht bei Nacht, aufgenommen vom rechten Ufer. Der Dom ist beleuchtet, am Turm von Sankt Martin wurde der Wiederaufbau noch nicht ganz abgeschlossen. Die Handschrift wie immer klar, der Text harmonisch gegliedert. Wie bei jedem Text von Paul Celan durfte man annehmen, daß sorgfältig formuliert worden war. Nichts blieb dem Ungefähr überlassen. Darin erinnerte der Mann aus Czernowitz an Robert Musil, der imstande war, die Postkarte mit der Einladung zum Tee oder zu einem Spaziergang in drei Fassungen zu entwerfen.

Die paar Zeilen jener Ansichtskarte sollten Lebens- und Winkzeichen sein. Es war vorausgesetzt, daß jeder Wink verstanden würde. Celan schrieb:

»aus Ihrer Geburtsstadt den herzlichsten Dank für den Aufsatz in der ›Zeit‹ und die Zeilen, die Sie meiner Darmstädter Rede widmen. — Vorgestern, ich war ins Westfälische gefahren, kam ich auch an Wuppertal vorbei, mit Gedanken auch an Sie, lieber Hans Mayer. Die Meridiane wandern, noch immer.

Ihr Paul Celan.«

Eine Freundlichkeit, obenhin betrachtet, mit einem Gruß und ein paar Erinnerungen, wie sich das für Ansichtskarten zu eignen pflegt.

Köln war meine Geburtsstadt, und in Wuppertal hatten wir uns zuerst auf einer denkwürdigen Tagung des »Bund« und unter den Auspizien seines Leiters Dr. Hans-Jürgen Leep, im Oktober 1957 kennengelernt. Auf jener Tagung, die bei vielen Teilnehmern sehr vielfältig nachgewirkt hat, war Paul Celan mit Ingeborg Bachmann zusammengetroffen und Heinrich Böll, mit

Peter Huchel, Walter Jens und Hans Magnus Enzensberger. Auch Hans Paeschke nahm als Herausgeber des »Merkur« an jenen Gesprächen teil.

In der »Zeit« hatte ich über die Reden deutscher Schriftsteller bei Entgegennahme des Büchner-Preises in Darmstadt geschrieben. Dabei war, worauf die Karte anspielt, auch die Rede des Büchner-Preisträgers Paul Celan im Oktober 1960 erwähnt worden.

Dies alles blieb vorerst nur für meine Erinnerung an Paul Celan relevant, wobei immerhin angemerkt werden durfte, daß Celans Hinweis auf Köln und die Wahl der Ansichtskarte mit Rheinfront und Dom gleichzeitig als Zitat zu verstehen war und das Gedicht »Köln, Am Hof« aus dem Band »*Sprachgitter*« meinte, worin es hieß:

»Einiges sprach in die Stille, einiges schwieg,
einiges ging seiner Wege.
Verbannt und Verloren
waren daheim.

Ihr Dome.

Ihr Dome ungesehn,
ihr Ströme unbelauscht,
ihr Uhren tief in uns.«

Daß auch die Erinnerung an Wuppertal ein Zitat bedeutete oder einmal bedeuten würde, erfuhr ich erst sieben Jahre später (1967), als mir Celan zum 60. Geburtstag ein Gedicht widmete, das er nur für die kleine Geburtstagschrift beisteuerte. Der sehr persönlich gehaltene, für »Uneingeweihte« kaum deutbare Text sollte verstanden werden, wie Celan mir viel später bestätigte, als Moment dieser unserer ersten Begegnung. Von der Poesie als »Flaschenpost« war in jenen Debatten der Schriftsteller und Kritiker gehandelt worden.

»WEISSGERÄUSCHE, gebündelt,
Strahlen-
gänge
über den Tisch
mit der Flaschenpost hin.

(Sie hört sich zu, hört
einem Meer zu, trinkt es
hinzu, entschleiert
die wegschweren
Münder.)

Das Eine Geheimnis
mischt sich für immer ins Wort.
(Wer davon abfällt, rollt
unter den Baum ohne Blatt.)

Alle die
Schattenverschlüsse
an allen den
Schattengelenken,
hörbar-unhörbar,
die sich jetzt melden.«

Zitat also war fast alles, und Winkzeichen, was jene Zeilen der Ansichtskarte meinten. Köln und Wuppertal präsentierten sich in doppelter Gestalt: als Realität von Orten, zum anderen als poetische Transponierung. Zweimal meinte Celan in der Evozierung dieser Städtenamen zugleich ein eigenes Gedicht.

Darum findet man immer wieder in seinen Gedichtbänden solche Momentaufnahmen der poetischen Transponierung. Gedichttitel wie »Tübingen, Jänner«; »Zürich, Zum Storch«; in der postum erschienenen Sammlung »Lichtzwang« noch die nach Berlin hinweisende Überschrift »Oranienstraße 1«.

Nun aber als letzter Satz dieser Ansichtskarte, die vermutlich um seinetwillen geschrieben wurde, der Wink: »Die Meridiane wandern, noch immer«.

Abermals ein Zitat, von welchem Celan annehmen durfte, daß es verstanden würde. Im Jahr 1963 war das Buch »Die Niemandrose« erschienen, das wiederum — analog zu dem Buch »Sprachgitter« vier Jahre vorher, das angelegt war auf das große Schlußgedicht »ENGFÜHRUNG« hin — einen Gedichtabschluß der großen Form unter dem Titel »Und mit dem Buch aus Tarussa« präsentierte. In diesem Poem sieht sich Celan als Dichter in der Rolle des poetischen Vermittlers zwischen den Sprachen und Poetiken. Russische Poesie eines Ossip Mandelstam und Apollinaires Gedicht auf den Pont Mirabeau in Paris. Die Oka des verbannten russischen Dichters und die Seine:

»Von der Brücken-
quader, von der
er ins Leben hinüber-
prallte, flügge
von Wunden — vom
Pont Mirabeau.
Wo die Oka nicht mitfließt. Et quels
amours! (Kyrillisches, Freunde, auch das
ritt ich über die Seine,
ritts über'n Rhein.)«

Wenig später in diesem Text folgt die Stelle:

»Groß
geht der Verbannte dort oben, der
Verbrannte: ein Pommer, zuhause
im Maikäferlied, das mütterlich blieb, sommerlich, hell-
blütig am Rand
aller schroffen,

winterhart-kalten
Silben.
Mit ihm
wandern die Meridiane:«

Die Meridiane wanderten noch immer, schrieb Celan ein Jahr später aus Köln. Was aber ist mit ihnen gemeint: den Meridianen. Davon eben hatte die Darmstädter Rede des Preisträgers gehandelt. Sie hieß: »*Der Meridian*«. Celan hat immer wieder im Gespräch zu erkennen geben, er betrachte diese Rede zu Ehren Georg Büchners als seinen wichtigsten Beitrag zur modernen Poetik. Auch sie hatte, wie fast jeder Text von Celan, einen Adressaten. Die meisten Gedichte noch des letzten Bandes »*Lichtzwang*« wenden sich an ein Du, das man keineswegs, wie oft behauptet wurde, als Anrede des poetischen Ego an sich selbst oder gar an Israel verstehen sollte. Celan liebte Genauigkeit. Als er im Juli 1968 nach Hannover kam, vor den Studenten der Technischen Universität las und vorher einer kleinen Arbeitsgruppe beim Interpretieren von Celan-Gedichten half, sagte eine Studentin zu einem Text: »das lyrische Ich . . .« Sofort unterbrach er mit dem Hinweis: »Sagen wir lieber: das lyrische Ich *dieses* Gedichts . . .«

Weil ihm monologische Dichtung tief zuwider war, findet sich so oft in den Texten die Anrede »hörst du«, »weißt du«. Die Darmstädter Rede aber »*Der Meridian*« wurde ausdrücklich als Gegenrede konzipiert. Freilich war ihr Adressat im Jahre 1960 schon vier Jahre tot. Er hieß Gottfried Benn. Die Poetik des »Meridian« antwortete 1960 auf eine Rede Gottfried Benns von 1951.

*

Die Bühner-Rede Gottfried Benns wiederholte, wie erwartet werden durfte, in Kurzfassung die Thesen jener im selben Jahr 1951 wenige Wochen vorher gehaltenen Marburger Rede über »*Probleme der Lyrik*«. Ein Gedicht ist monologisches Gebilde, kann seiner Struktur nach keinen Adressaten zulassen, es sei denn, wie der Redner in Marburg spöttisch hinzusetzt, man richte seine Verse an die Muse, an niemand also. Absolutes Gedicht, glaubenslos, nutzlos, Produkt eines Gezeichneten und der Einsamkeit. So daß nicht einmal die Metapher zulässig sei, von allen Vergleichen ganz zu schweigen, da Vergleich und Metapher die Herstellung von Beziehungen anstreben zwischen Phänomenen der Welt. — In Darmstadt erläuterte Benn dieses Nichtverhältnis von Dichter und Mitwelt:

»Der Mitwelt darzustellen — hier zögere ich schon. Vielleicht hat diese Wendung die Sonne noch zu lieb und auch die Sterne, und wir müssen, sie verlassend, in ein dunkleres Reich hinab — vielleicht ist es nur der Drang, qualvolle innere Spannungen, Unterdrücktheiten, tiefes Leid in monologischen Versuchen einer kathartischen Befreiung zuzuführen.«

Abermals kommt der Redner in Darmstadt, er hatte kurz vorher den »Woyzeck« erwähnt, auf die stigmatische Existenz der Künstler zu sprechen:

»Die Generationen der Künstler hin und her — so lange sie am Leben sind, die Flüchtigen mit der Reizbarkeit Gestörter und mit der Empfindlichkeit von Blutern, erst die Toten haben es gut, ihr Werk ist zur Ruhe gekommen und leuchtet in der Vollendung. Aber dieses Leuchten in der Vollendung und das Glück der Toten, es täuscht uns nicht. Die Zeiten und Zonen liegen nahe beieinander, in keiner ist es hell, und erst nachträglich sieht es aus, als ob die Worte auf Taubenfüßen kamen.«

Was da im Jahre 1951 als Beunruhigung mitgeteilt wurde: Kontrast zwischen der zwanghaften Kreation und der Objektivität eines Kunstwerks, das nichts mehr von solchen Qualen erkennen läßt, mußte für einen Dichter wie Celan, der vierunddreißig Jahre nach Benn zur Welt kam, als bare und trügerische Harmonisierung eines viel ernsteren Vorgangs empfunden werden. Benns Rede ging aus vom Gegensatz zwischen unordentlichem Schöpfungstum und ordentlicher Kunst. Celan stellt eben diese harmonische Ordnung der Kunstwerke in Frage. Darum geht es ihm nicht um die Problematik des Dichters, sondern des Gedichts.

Als Büchner-Preisträger des Jahres 1960 antwortet er, ohne daß der Name genannt wird, jenem anderen Preisträger vom Jahre 1951. Als Benn von Georg Büchner sprach, meinte er nur das Woyzeck-Fragment. Bei Celan ist eben dieser Woyzeck fast demonstrativ ausgespart. Die Rede vom »Meridian« ist eine sehr tiefe und umfassende Büchner-Interpretation durch einen Dichter des 20. Jahrhunderts. Ein paarmal sprach Celan mir gegenüber von »unserer Rede« und erläuterte: den Anstoß zu seiner Konzeption hätte ihm, zu Beginn des Jahres 1960, als noch keine Rede war von einer Verleihung des Büchner-Preises, mein Büchner-Seminar in Paris gegeben, das ich vor Germanisten jener Ecole Normale Supérieure hielt, mit denen Celan in seinem Hauptberuf als Lektor für deutsche Sprache und Literatur zu arbeiten hatte. Damals hatte ich zunächst das Automatenmotiv am Schluß von »Leonce und Lena« erläutert, dann das berühmte Kunstgespräch aus der Erzählung »Lenz« interpretiert.

Beide Texte spielen auch in Celans Darmstädter Rede die Rolle von Leitmotiven. Sie widersprechen den Thesen Benns vom Gegensatz des fragwürdigen Künstlers und seiner fraglosen Kunst. Celan antwortet:

»Gibt es nicht — so muß ich jetzt fragen — gibt es nicht bei Georg Büchner, bei dem Dichter der Kreatur, eine vielleicht nur halblaute, vielleicht nur halb-bewußte, aber darum nicht minder radikale — oder gerade deshalb im eigentlichsten Sinne radikale In-Frage-Stellung der Kunst, eine In-Frage-Stellung aus dieser Richtung? Eine In-Frage-Stellung, zu der alle heutige Dichtung zurück muß, wenn sie weiterfragen will? Mit anderen, einiges überspringenden Worten: Dürfen wir, wie es jetzt vielerorts geschieht, von der Kunst als von einem Vorgegebenen und unbedingt Vorauszusetzenden ausgehen, sollen wir,

um es ganz konkret auszudrücken, vor allem — sagen wir — Mallarmé konsequent zu Ende denken?»

Dann wendet er sich der Gestalt des geschichtlichen Lenz zu, des wahn-sinnigen Dichters, und zitiert aus Büchners Erzählung den berühmten Satz:

»... nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.«

Worauf er fortfährt:

»Wer auf dem Kopf geht, meine Damen und Herren, — wer auf dem Kopf geht, der hat den Himmel als Abgrund unter sich.

Meine Damen und Herren, es ist heute gang und gäbe, der Dichtung ihre ›Dunkelheit‹ vorzuwerfen. — Erlauben Sie mir, an dieser Stelle unvermittelt — aber hat sich hier nicht jäh etwas aufgetan? —, erlauben Sie mir, hier ein Wort von Pascal zu zitieren, ein Wort, das ich vor einiger Zeit bei Leo Schestow gelesen habe: ›Ne nous reprochez pas le manque de clarté car nous en faisons profession!‹ — Das ist, glaube ich, wenn nicht die kongenitale, so doch wohl die der Dichtung um einer Begegnung willen aus einer — vielleicht selbstentworfenen — Ferne oder Fremde zugeordnete Dunkelheit.«

An dieser Stelle seiner Rede hat Paul Celan den Gegenspieler Benn bereits aus dem Auge verloren. Dies hier ist Meditation über die Substanz seiner eigenen Dichtung. Die Dunkelheit erscheint ihm als notwendiges Element nicht nur seiner eigenen Poesie. Bei Benn führte der Ausdruckszwang noch zum Ausdruck. Der versagt sich einem Dichter wie Celan. Das Bekenntnis zur »Dunkelheit« wird gleichbedeutend mit der Konfession, noch der Wille zur genauesten Artikulation müsse bisweilen ins Vorhumane führen: Lallen, Krächzen, Krähen. Im letzten Gedichtband »Lichtzwang« finden sich die Zeilen:

»mir wächst
das Fell zu überm
gewittrigen
Mund«

Ein anderer Text desselben Bandes schließt mit den Zeilen:

»Eine Stimme, inmitten,
erkräht ein Gesicht.«

Darum endet die Rede über den »Meridian«, womit Paul Celan vermutlich die dichterische Existenz in der heutigen Welt zu deuten sucht, als kaskasche Paradoxie. Natürlich fällt dabei auch Franz Kafkas Name. Einerseits die Fragwürdigkeit der Kunst, der Sprache, dichterischer Kommunikation. Zum anderen die Notwendigkeit, mit Hilfe der Dichtung, unter größten Anstrengungen, dennoch Kommunikation herstellen zu wollen.

Dem Pochen Gottfried Benns auf das Monologische der Dichtung antwortet Paul Celan mit der Forderung, das Gedicht sei Anrede:

»Das Gedicht wird — unter welchen Bedingungen! — zum Gedicht eines — immer noch — Wahrnehmenden, dem Erscheinenden Zugewandten, dieses Erscheinende Befragenden und Ansprechenden; es wird Gespräch — oft ist es verzweifelteres Gespräch.

Erst im Raum dieses Gesprächs konstituiert sich das Angesprochene, versammelt es sich um das es ansprechende und nennende Ich. Aber in diese Gegenwart bringt das Angesprochene und durch Nennung gleichsam zum Du Gewordene auch sein Anderssein mit. Noch im Hier und Jetzt des Gedichts — das Gedicht selbst hat ja immer nur diese eine, einmalige, punktuelle Gegenwart —, noch in dieser Unmittelbarkeit und Nähe läßt es das ihm, dem Anderen, Eigenste mitsprechen: dessen Zeit.«

Jener Schlußsatz aus der Ansichtskarte: »die Meridiane wandern, noch immer« bedeutete also wohl zweierlei: Noch ist mir, Paul Celan, die dichterische Existenz möglich und denkbar. Dann aber: Noch ist Dichtung möglich. Ähnlich hieß es, fünf Jahre vorher, in dem Gedicht »ENGFÜHRUNG«:

»Also
stehen noch Tempel. Ein
Stern
hat wohl noch Licht.
Nichts,
nichts ist verloren.«

*

Zu jener Zeit glaubte Celan noch daran, der monologischen Lyrik Benns das Gedicht als Anrede entgegenstellen zu können: wenngleich das Gedicht selbst immer fragwürdiger erschien. Er traute sich auch zu, eine Antwort zu haben auf Benns Forderung nach dem Vakuum, der *Leere* also. In Celans Poesie und Poetik wird sie als erfüllter Augenblick gegeben. Die Darmstädter Rede sprach vom »Hier und Jetzt des Gedichts«. In dem Text »Und mit dem Buch aus Tarussa« folgt kurz nach der Zeile vom »Wandern der Meridiane« eine andere:

»Aller-
orten ist Hier und ist Heute, ...«

Konnte man das monologische Ich des Lyrikers Benn als Gegenposition betrachten zu Celans lyrischem Sprechen mit einem Partner oder vielleicht: zu seiner Ansprache an ein — stets genau vorgestelltes — Gegenüber im Gedicht, so wäre Marcel Proust der Gegenspieler in allem, was mit den für Celans Dichtung so wichtigen *Zeitdimensionen* zusammenhängt. Für Celan gab es kein Suchen nach einer verlorenen Zeit, denn nichts galt ihm als verloren. So hingeschrieben, wirkt dieser Satz wie eine bedenkliche Harmonisierung von Lebenskonflikten und Schaffenskrisen. Sagt man aber, daß es für einen Menschen keine verlorene Zeit gibt, also kein Erinnern, keine »intermittierenden« Empfindungen und Reflexionen, so wird damit ein schrecklicher Lebenszustand

evoziert. Die Wahrheit ist, daß Paul Celan, wie immer wieder in Begegnungen festzustellen war, des Erinnerns ermangelte. Wer sich erinnert, hat damit zugleich die Möglichkeit, sich nicht zu erinnern. Wer plötzlich, wie bei Proust nachzulesen, eine Kindheitserinnerung an die Großmutter wiederfindet, oder jäh die kleine musikalische Wendung aus der Sonate von Vinteuil erinnert, hat lange im Zustand eines intermittierenden Vergessens gelebt. Nun ist das Damalige ins Bewußtsein zurückgekehrt.

In allen Gesprächen mit Celan hatte man den Eindruck des Unmenschlichen: *da herrschte die bloße und allumfassende Gegenwart*. Offenbar war nichts für diesen Mann und Dichter vergangen von allem, was er je erlebte, las, sah oder dachte. In einer literarischen Studie bezeichnete ich einmal das Gedicht »ENGFÜHRUNG«, das im Ansatz auf das Leben im Vernichtungslager zurückgeht, als Zurücknahme der berühmten »Todesfuge« durch ihren Dichter.

Monate nach Erscheinen dieses Textes traf ich Celan, wir sprachen eine Weile, wie es seine Art war, von Alltäglichem, allein ich spürte, daß er mir einen ganz bestimmten Satz zu sagen gedachte. Dann kam es plötzlich, fast ohne Zusammenhang mit dem Standort des Gesprächs: »Ich nehme nie ein Gedicht zurück, lieber Hans Mayer!« Ich wußte sofort: das war die Antwort auf meine These von einer Zurücknahme der »Todesfuge«.

Das macht: er konnte nichts zurücknehmen, weil alles Geschaffene und Erlebte, wozu die Kreationen natürlich gehörten, ständig präsent war. Recht viele Menschen, die mit ihm Umgang hatten und erleben mußten, daß er plötzlich alle Beziehungen abbrach, hatten zu erfahren, daß auch in ihrem Verhalten zu ihm, das oft bloß fahrlässig oder unachtsam gewesen sein mochte, keine Episode oder Formulierung »zurückgenommen« werden konnte. Man einigte sich auf die Formel: Verfolgungswahn. Empfund ihn als »nachtragend«. Die Wahrheit ist, daß er unfähig war zum Vergessen. Alles war stets gegenwärtig. Kein Lebensmoment, der nicht bedroht gewesen wäre von unheilvollen anderen Augenblicken, die jeder andere als Vergangenheit und abgetan fortgeschoben hätte. Er konnte es nicht. Das Vernichtungslager ebenso wie eine belanglose Unbill aus späteren Jahren: alles war in jedem Augenblick virulent. In dem Band »Fadensonnen« steht dieser Text:

»DIE EWIGKEIT altert: in
Cerveteri die
Asphodelen
fragen einander weiß.

Mit mummelnder Kelle,
aus den Totenkesseln,
übern Stein, übern Stein,
löffeln sie Suppen
in alle Betten
und Lager.«

Die südliche Natur vermag sich nicht durchzusetzen gegen die permanente Präsenz des Lagerlebens von einst. In dem letzten Buch »Lichtzwang« findet sich die folgende Strophe:

»EIN EXTRA-SCHLAG NACHT
ist das Teil
des von fernher un-
versehrt
gefangengenommenen
Sohnes.«

Sprache ruft sogleich das mechanische Ritual einer Abfütterung im Lager hervor. Die Kelle bietet einen Nachschlag oder Extra-Schlag. Permanenz des jemals Erlebten. Die Sprache des Gedichts registriert sofort und liefert Ton wie Terminologie, die plötzlich zuständig wurden.

Da dieser Dichter, der in Czernowitz zwischen den Sprachen aufwuchs, vernarrt war ins Lesen, entstand neben der Permanenz der Lebenseindrücke auch eine Dauerpräsenz des Gelernten und Gelesenen. Schwierigkeiten und angebliche Dunkelheiten in diesen Gedichten sind häufig nur scheinbar. Kaum ein Leser hat die Kenntnisse und Anspielungen »präsent«, die der Autor im Gedicht verarbeitete. Sie sind in dieser Lyrik nicht als Zitat verwendet, oder nur selten, wie in dem Text »Tübingen, Jänner«, wo ein Verspartikelchen aus Hölderlin auftaucht und sorgsam in Anführungszeichen gesetzt wurde, aber das ist Ausnahme. Im allgemeinen zitiert Celan nicht, sondern behandelt die überlieferte Denksubstanz und Formulierung als Teil seiner eigenen Gegenwart: also als Eigentum. Wo es ihm wichtig war, verstanden zu werden, denn Celan war fähig zur Güte wie kaum einer, wählte er abermals das Verfahren der versteckten Hinweise und »Winke«. In mein Exemplar des Buches »Sprachgitter« schrieb er über die Widmung ein Zitat: »Es gibt nichts als die Atome und den leeren Raum; alles andere ist Meinung.« (Demokrit).

Plötzlich verstand ich, weil mir geholfen wurde, die wichtige Stelle aus dem Schlußgedicht dieses Bandes »ENGFÜHRUNG«:

»Orkane.
Orkane, von je,
Partikelgestöber, das andre,
du
weißt ja, wir
lasens im Buche, war
Meinung.«

Just an dieser Stelle jedoch, wo Celan scheinbar den Konsensus zu Benn demonstriert, wonach nichts sei als Naturgeschehen und leerer Raum, ist der Dissens stärker als je. Im menschlichen Leben gibt es für Celan kein Vakuum. Da Leben und Dichten für ihn zusammenfallen, abermals im Gegensatz zu Benn, der ein »Doppelleben« für möglich hielt aus dichterischer und nicht-

dichterischer Existenz eines Menschen, herrscht in jedem Augenblick für Celan die Ubiquität. Alles ist immerdar anwesend. Es gibt keine Vergangenheit.

*

Gab es *Zukunft* für Celan? Von Hoffnungen sprach er oft: für sich wie für alle Zeitgenossen. Unsere letzten und langen Gespräche in Paris, sechs Wochen vor seinem Tode, wurden von ihm immer auf das Thema Israel gelenkt. Er gedachte endlich, eine Einladung dorthin anzunehmen, wollte von mir erfahren, wie ich als Besucher aus dem Jahre 1968 die Dinge angetroffen hätte. Andererseits empfand sich Celan durchaus nicht als jüdischer Dichter oder gar als ein Poet des Judentums. Wir trafen uns im Jahre 1960 einmal in Tübingen, wohnten im selben Hotel, wollten zusammen frühstücken und sahen plötzlich Max Rychner am Nebentisch. Ich kannte Rychner seit 1936, begrüßte ihn und wollte Celan vorstellen. Aber auch die beiden kannten einander. Rychner erwähnte, nicht ohne Stolz, er habe nach 1945 in Zürich wohl zuerst Verse Celans in seiner Zeitung gebracht. Man blieb eine Weile zusammen. Als Rychner fortgegangen war, meinte Celan etwas spöttisch: »Ich habe ihn wahrscheinlich enttäuscht. Er wollte jüdische Dichtung von mir haben oder was er dafür hielt. Aber ich schrieb ganz andere Dinge.« Die jüdischen Themen gehörten zur Substanz seines Lebens und tauchten deshalb immer wieder auf. Man sollte sie nicht als Bekenntnis mißverstehen. Wo sie jedoch erwähnt werden, ist damit zumeist auch eine Lebensentscheidung gemeint. Wenn in einem späten Gedicht plötzlich das Wort »*Tekiah*« niedergeschrieben wird, in der Verszeile allein stehend, so ist das der Ruf des Priesters an den hohen Feiertagen nach dem Schofarbläser, nach dem durchdringenden, kreischenden Ton aus dem Widderhorn. Dies alles war bei Celan niemals abgetan oder abzutun. Auch dies Wort »*Tekiah*« war unmittelbare Evokation Celanscher Wirklichkeit, kein Zitat.

*

Vielleicht war die dialogische Struktur dieser Dichtung nur scheinbar. Zwar suchte Celan stets im Leben und Dichten die Begegnung. In der Darmstädter Rede wählte seine Aussage jedoch — bezeichnenderweise — die Frageform: »Aber steht das Gedicht nicht gerade dadurch, also schon hier, in der Begegnung — *im Geheimnis der Begegnung?*«

Begegnung jedoch wird zur Selbstbegegnung. Also trotzdem monologische Dichtung, welche die Partnerschaft sich selbst und anderen nur vorgaukelte? Keineswegs. Celan kennt die Erfahrung mit dem *Doppelgänger*. Ein Doppelleben im Sinne von Benn hätte er niemals führen können, den Doppelgänger aber hat er erfahren: jenes alter ego, das man kennt und das einen kennt, beobachtet, in Frage stellt. Abermals in der Rede über den »Meridian«, die sich immer stärker, falls man sie genau liest, als Schlüssel erweisen könnte zu manchem lyrischen Gehäuse dieses Autors, wurde ein Wink gegeben — Hinweis auf Tatsächliches und auf die Möglichkeit, einen bestimmten Text zu deuten:

»Und vor einem Jahr, in Erinnerung an eine versäumte Begegnung im Engadin, brachte ich eine kleine Geschichte zu Papier, in der ich einen Menschen wie Lenz« durchs Gebirg gehen ließ.

Ich hatte mich, das eine wie das andere Mal, von einem »20. Jänner«, von meinem »20. Jänner«, hergeschrieben. Ich bin ... mir selbst begegnet.«

Im vierzehnten Heft der von Celan mitherausgegebenen Zeitschrift »L'EPHEMERE«, das im Sommer 1970 erschien und in wesentlichen Beiträgen der Erinnerung an Paul Celan gewidmet ist, steht eine französische Übertragung jener damals in Darmstadt erwähnten »kleinen Geschichte«. Ein Jude namens Klein, Sohn eines Juden, geht durchs Gebirge und trifft dort den Juden Groß. Groß kommt zu Klein, und der kleine Jude Klein läßt seinen Stock schweigen vor dem Stock des Juden Groß. Aber das Schweigen wird gebrochen durch ein Gespräch. Die Geschichte heißt »Gespräch im Gebirge«. Eigentlich aber, abgesehen von belanglosen Sätzen des Groß, die einer Echowirkung gleichen, spricht nur der Jude Klein. Über die Menschen redet er, die ihn nicht liebten, die zahlreich waren, und die auch er nicht liebte. Geliebt habe er, der Jude Klein, die Kerze, die links in der Ecke niederbrannte. Grund dieser Liebe: weil die Kerze sich aufzehrt.

Der Redende behält das letzte Wort: weder Echo noch Replik vom Juden Groß. So endet ein Reden im Gebirge, worin Klein sich, erinnernd und als Gleichsetzung, mit dem verwirrten Lenz verglichen hatte, der am 20. Jänner durchs Gebirg ging, aber im ständigen Gespräch mit sich selbst und auf der Suche nach einem Doppelgänger, der die tiefste Sehnsucht erfüllen könnte: zugleich zu gehen und *auf dem Kopf zu stehen*. In der »kleinen Geschichte« wird die Begegnung zur Selbstbegegnung. Auch sie endet, wie die Beziehung zwischen den Sprechenden und der Natur, im Schweigen.

*

Nach dem Tode eines Selbstmörders wird immer nach den Motiven gefragt. Die Meinungen sind geteilt, ob man es voraussehen konnte oder nicht. Viele wußten es schon immer. Ich fand Celan bei unserer letzten Begegnung am 22. März 1970 in Stuttgart nicht anders als kurz vorher in Paris. Er las, im Rahmen und auf Einladung der Hölderlin-Gesellschaft, nach der Hölderlin-Rede seines Freundes und Übersetzers André Du Bouchet den ersten Teil des damals noch ungedruckten Bandes »Lichtzwang«. Erinnern kann ich mich an drei Lesungen. In Tübingen im Sommer 1963, vor Studenten der Germanistik, dann fünf Jahre später, im Juli 1968, vor unseren Studenten in Hannover. Nun vor dem Publikum der Hölderlin-Tagung. Celan las stets in der gleichen Weise und Haltung. Eine Hand hielt das Buch oder Manuskript, die andere stützte den Kopf. Bisweilen schaute der Lesende auf und verstand einzelne Verse als Anrede an die Lauschenden. Sonst keine Bewegung. In Tübingen und Hannover war es ihm nach wenigen Momenten gelungen, den Bannkreis zu ziehen.

Das mißlang in Stuttgart. Geeichte Philologen, genauestens informiert über die Thesen der Sekundärliteratur zu einzelnen Dunkelheiten Hölderlins, schüttelten den Kopf, sperrten sich gegen den Mann da oben und gegen sein Wort.

Ich sprach Celan noch kurz nach der Lesung. Er mußte zu einer Rundfunk-Veranstaltung, war offenbar ganz unbeeindruckt von der mäßigen Wirkung seines Auftretens.

Warum ging er, bald darauf, ins Wasser? Ich weiß es nicht, oder ich wüßte viele Gründe, die alle nichts besagen. Als Wink verstand ich im Jahre 1962 auch die Zueignung seiner Übertragung von Gedichten des russischen Lyrikers (und Selbstmörders) *Sergej Jessenin*. Vorn auf dem Vorsatzblatt hatte Celan vier Zeilen aus einem Gedicht dieses Autors aufgezeichnet. Genau und kalligraphisch stets: oben auf der Seite das russische Original, unten seine deutsche Nachdichtung. Es war die vierte Strophe von sieben, die Mittelstrophe also des Gedichts »Wir entfernen uns«.

... Manchem dacht ich nach, da nichts sich regte,
manches hab ich mir zum Lied gefügt.
Erde, unwirsch: daß ich war und lebte,
daß ich atmen durfte, — es genügt.«

Kein Zweifel, das Zitat in dem Widmungsexemplar sollte Identifikation bedeuten. Hier sprach Paul Celan von sich selbst und mit Worten von Sergej Jessenin. In seinem Nachruf auf Celan, der zugleich eine genaue Interpretation des Gedichts »Du sei wie du« enthält, des vorletzten Gedichts aus dem letzten Band »Lichtzwang«, fragt Werner Weber: »Ist Celan ein Artist gewesen? Ein Manierist? Er war beides — aus Todesnähe und in Todesnähe. Jetzt hat er das Leben verlassen. Sein Weggehen hat Entsprechungen in seinen Gedichten, wo das Umgangsreden abschwinden mußte, damit die Sprache buchstäblich ›zu Wort‹ kommen kann, zum letzten Wort an der Grenze des Verstummens.«

Daß diese Poesie dem Schweigen abgewonnen wurde als »Atemwende«; daß sie seit langem wirkte als Rede, die einer im Davongehen spricht; daß sie fast süchtig verliebt war in die vielfältige Bedeutung des Wortes »Lichtzwang«: wer Paul Celan liebte, wußte das alles und seit längerem. Aber man vertraute auf jene Verse Jessenins, die unter der Überschrift gestanden hatten: »Wir entfernen uns«. Der vierzigjährige Jessenin hatte sich dann entfernt.

Paul Celan entfernte sich in seinem fünfzigsten Lebensjahr. Unter dem französischen Titel »*Les Globes*«, was wohl gleichzeitig an die Weltkugel und die Erdkugel erinnern soll, stehen im Band »*Die Niemandsrose*« von 1963 Verse mit einem Schluß, der abermals fast genußvoll die bedrückende Mehrdeutigkeit der letzten drei Worte auszukosten scheint:

In den verfahrenen Augen — lies da:
die Sonnen-, die Herzbahnen, das
sausend-schöne Umsonst.
Die Tode und alles

aus ihnen Geborene. Die
 Geschlechterkette,
 die hier bestattet liegt und
 die hier noch hängt, im Äther,
 Abgründe säumend. Aller
 Gesichter Schrift, in die sich
 schwirrender Wortsand gebohrt — Kleinewiges,
 Silben.

Alles,
 das Schwerste noch, war
 flügge, nichts
 hielt zurück.

THOMAS BERNHARD

Als Verwalter im Asyl. Fragment

Plötzlich müssen im Zusammenhang mit einem Verbrechen Menschen, lese ich, ein Alibi haben für einen Tag, von welchem sie überhaupt nichts mehr wissen, nichts mehr wissen können, denke ich, mit Sicherheit, das erschreckt mich, sind Hunderttausende nur wegen ihrer Vergeßlichkeit, einen bestimmten, tatsächlich also in vielen Fällen *tödlichen* Tag betreffend, von der Justiz verfolgt und auf Jahre, Jahrzehnte, ja lebenslänglich eingesperrt, man solle nur nicht glauben, die Gefängnisse seien nur von Schuldigen bevölkert, wahrscheinlich sind mehr Unschuldige als Schuldige in den Gefängnissen, wieviele sind unschuldig hingerichtet worden, denke ich und: was habe ich am letzten Freitag gemacht, am vorletzten Samstag, am Dienstag vor zwei Wochen, am Montag vor drei Wochen, beispielsweise an dem Tag, an welchem ich vierunddreißig Jahre alt geworden bin? ... ich weiß nicht einmal mehr, was ich gestern gemacht habe, geschweige denn vorgestern ... plötzlich soll sich ein Mensch erinnern, was er am einunddreißigsten April 1967 gemacht hat, heute, drei Jahre später ... das macht zwar die Justiz lächerlich, gleichzeitig aber viele zu den unglücklichsten Menschen, die man sich vorstellen kann ... ein Mensch, der heute nicht weiß, was er am einunddreißigsten April 1967 gemacht hat, kann, wie ich lese, zu zwanzig Jahren Freiheitsentzug, das heißt Kerker, verurteilt werden, denke ich während des Frühstücks, während sie reden ... ich schweige, weil ich mir zur Gewohnheit gemacht habe, während des Frühstücks zu schweigen, sie reden während des Frühstücks, weil sie sich zur Gewohnheit gemacht haben, während des Frühstücks zu reden ... ununterbrochen reden sie, während sie frühstücken, während ich denke, während ich ununterbrochen schweige, während sie frühstücken, während ich denke ... es ist das deprimierendste, denke ich, über die Justiz nachzudenken, es gibt überhaupt nichts Deprimierenderes, als